

HANS-WERNER KRICK
Alte Schmelz 58-60
D-66386 St. Ingbert
06894 / 38 23 89
HWK@handshake.de

WEGE IN DIE REGION

Band 2

Evi Steinmetz

Zwischen Fabrikschornstein und Direktorenvilla

Spaziergang durch die
alte Industriestadt St. Ingbert

ISBN 3-928419-23-4

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der



Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Steinmetz, Evi:

Zwischen Fabrikschornstein und Direktorenvilla : Spaziergang durch die alte Industriestadt St. Ingbert /Evi Steinmetz
[Hrsg.: Hans-Werner Krick] . VFG – St. Ingbert :
VFG-Verl., 1993

(Wege in die Region ; 2)

ISBN 3-92 84 19-23-4

NE: GT



Grußwort



Mit dem vorliegenden "Wanderführer" bieten Ihnen die SAARPFALZ-Touristik und die Geschichtswerkstatt im VFG einen ganz besonderen Spaziergang an.

Die "Wege in die Region" führen Sie diesmal nicht in Wald und Flur, sondern mitten hinein in die Stadt. Zwischen Fabrikschornsteinen und Direktorenvillen wird Ihr Wanderweg verlaufen. Alte Industriegebäude, Arbeitersiedlungen, aber auch so wichtige öffentliche Einrichtungen wie Postamt und Bahnhof werden Ihre Etappenziele sein.

Doch keine Angst vor Ruß und Rauch, vor schlechter Luft und Lärm. Die alte Industriestadt St. Ingbert hat sich längst zur beliebten Wohnstadt "inmitten schöner Wälder und Höhen" gewandelt.

Wir laden Sie ein, die noch verbliebenen ästhetischen Reize zu entdecken, die die Fabrikarchitektur des vorigen Jahrhunderts mit ihren Schornsteinen, Produktionsgebäuden, Arbeiterhäusern, Direktorenvillen und Dienstleistungsgebäuden entwickelt hat.

Clemens Lindemann
Landrat

Ewald Ammann
Vorstandsvorsitzender der
Kreissparkasse Saarpfalz

Vorwort

Im Jahre 1908 veröffentlichte die Ortsgruppe des Gabelsberger Stenographenvereins einen "Führer durch St. Ingbert und Umgebung mit besonderer Berücksichtigung der hauptsächlich industriellen Anlagen". Heute, 85 Jahre später, erscheint ein neuer Wegweiser, dem eine ganz besondere Bedeutung zukommt. Denn die Industriestadt von damals existiert nicht mehr. Fabrikschornsteine und Direktorenvillen, einst Symbole für Wirtschaftskraft und Zukunft, sind nur noch Relikte aus vergangener Zeit, haben ihre Symbolkraft verloren. Zwischen ihnen ist eine "neue Stadt" mit völlig verändertem Erscheinungsbild und Selbstverständnis entstanden.

Doch trotz dieses Strukturwandels und des schier unermesslichen Hungers der Abrißbagger ist "das Alte" noch vielerorts präsent; wartet, versteckt und geduldig, auf seine Entdeckung, um den Interessierten manche unerwartete Überraschung zu bieten. Gleichzeitig jedoch ist es massiv bedroht, hilfs- und schutzbedürftig.

Während der Arbeiten an diesem Band wurde die Stilllegung der Becker-Brauerei diskutiert gerieten Eisenwerk und Werksiedlung Alte Schmelz in den Sog des ARBED-Konkurses. Die Arbeiterhäuser der Aktien-Glashütte sind abgerissen, das Pfortnerhaus des Eisenwerkes endgültig dem Verfall preisgegeben.

Und gleichzeitig ist neues Leben "auferstanden aus Ruinen". "Domanialschule" und Pumpenhaus wurden renoviert und umgenutzt, für das ehemalige Schlafhaus werden Nutzungskonzepte erarbeitet, die denkmalgeschützte Bausubstanz des Eisenwerkes wartet auf einen Gesamtplan zur Umstrukturierung.

Doch bei einem Spaziergang durch die "alte Industriestadt St. Ingbert" gibt es noch manches mehr zu entdecken, als Ihnen unsere Auswahl anbietet.

Viel Spaß also, zwischen Fabrikschornstein und Direktorenvilla.

Evi Steinmetz

Hans-Werner Krick

Inhaltsverzeichnis

St. Ingbert: Walddorf - Industriestadt - Wohnstadt	S 6
Die Stationen des Spazierganges	
1 ehemaliges Postamt	S 10
2 "Trikotage"	S 12
3 Städtischer Schlachthof	S 14
4 Städtische Gasanstalt	S 18
5 Maschinenfabrik Kaiser	S 20
6 Aktienglashütte	S 22
7 Arbeiterhäuser der Aktienglashütte	S 24
8 Rheinische Lederwerke	S 25
9 Maschinenfabrik Peter	S 26
10 Eisenwerk St. Ingbert	S 28
11 Werksiedlung "Alte Schmelz"	S 32
Die Unternehmerfamilie Krämer	S 35
12 Pulverfabrik Gebrüder Martin	S 36
13 Bahnhof	S 38
14 Arbeiterhäuser der Lautzent-Glashütte	S 41
15 Lautzent-Glashütte	S 42
16 Baumwollspinnerei	S 44
17 Vopelius-Wentzel'sche Glashütte	S 46
18 Brauerei Becker	S 51
19 Pfarrkirche St. Hildegard	S 54
Daten zur Industriegeschichte St. Ingberts	S 56

St. Ingbert: Walddorf – Industriestadt – Wohnstadt

Bis zum 18. Jahrhundert wohnten in St. Ingbert nur etwa 2000 Menschen, die in der Landwirtschaft oder einem Handwerk ihren Lebensunterhalt fanden. Dann aber bot die Gründung von Eisenschmelzen und Schmieden, Glashütten, Kohlengruben und Koksfabriken neue Erwerbsquellen. St. Ingberts reiche Rohstoff- und Energiereserven, die großen Wälder zur Holzkohle- und Pottaschegewinnung, Kohlen- und Eisenerzvorkommen, aber auch die Wasserkraft des Rohrbaches stellten günstige Ausgangsbedingungen dar. Getragen wurden diese Innovationen überwiegend von der Tatkraft einzelner Unternehmer, aber auch durch die Landesherrschaft, die sich von solchen Unternehmensgründungen neue Einnahmequellen erhoffte. Die Hauptphase der Industrialisierung vollzog sich

während des 19. Jahrhunderts als rasanter Prozeß. Der serienreifen Produktion der Dampfmaschine zur neuen, vom fließenden Wasser unabhängigen Antriebskraft kam dabei größte Bedeutung zu. Der Aufbau einer effizienten Verkehrsinfrastruktur wurde zu einer weiteren wichtigen Determinanten des Industrialisierungsprozesses. Der Ausbau der Kaiserstraße verbesserte bereits Anfang des 19. Jahrhunderts den Landabsatz für St. Ingberter Betriebe. Aber der lang ersehnte und von den örtlichen Wirtschaftskräften geforderte Eisenbahnan-schluß ließ noch bis 1867 auf sich warten. Damit konnte der fast 20 Jahre früher an das Eisenbahnnetz angebundene preußische Teil des Saarlandes einen unerreichbaren Standortvorteil gegenüber St. Ingbert erringen. Seit seiner Zugehörigkeit zum Königreich Bayern nach

1816 waren die zuvor bestehenden Handelsbarrieren insbesondere die hohen Zölle, zumindest zum Teil entfallen, da St. Ingbert „nur“ noch Grenzort gen Preußen war. Mit der allmählichen Realisierung des Deutschen Zollvereins ab 1833 wurde der innerdeutsche Handel nochmals erleichtert. Unter diesen Voraussetzungen konnte sich die Industrie in St. Ingbert etablieren und stetig weiterentwickeln. Insbesondere dem staatlichen Kohlenbergbau wie auch dem Krämer'schen Eisenwerk kamen hierbei Schlüsselfunktionen zu. Sie konnten neuen Betrieben sowohl die notwendige Energie als auch Rohstoffe liefern. Daneben waren sie aber auch verlässliche Großabnehmer industrieller Fertigprodukte. Diese Großbetriebe hatten auch bereits eine Gewöhnung der bäuerlichen Bevölkerung an industrielle Arbeitsweisen in Gang gesetzt, was nachfolgenden

Betrieben die Arbeitskräfte-suche wesentlich erleichterte. Der Industrialisierungsprozeß hinterließ jedoch auch auf andere Weise in St. Ingbert deutliche Spuren: Die bewohnte Stadt, die beständig an Bevölkerung zunahm, dehnte sich netzartig entlang der wichtigsten Verbindungsstraßen, der heutigen Kaiser- und Kohlenstraße, Josefstaler-, Blieskasteler- und Ensheimer Straße aus. Erst allmählich fand eine innere bauliche Verdichtung St. Ingberts statt. Infolge der verbesserten Verkehrslage waren die Industriebetriebe nicht mehr wie zuvor auf die natürlichen Standortfaktoren angewiesen. Sie zogen jetzt Stadt- und Bahnhofsnähe vor. Dennoch wurde die seit langem bestehende Präferenz des westlichen Ortsrandes durch Industriebetriebe weiter gefestigt, wenn auch zunächst noch mit deutlicher Distanz und klar getrennt von der bewohnten Stadt.



Allmählich aber ließen sich auch auf dem Gelände zwischen Kaiser- und Kohlenstraße, das wegen des feuchten, schwer zu bebauenden Wiesengrundes lange Jahre von der Bebauung ausgespart worden war, Industrie- und Versorgungsunternehmen nieder. Sie fanden dort einen zentralen Standort vor. Ab den 70er Jahren dieses Jahrhunderts wurden sie alle - Schlachthof, Gaswerk, Trikotage, Kaiser usw. - abgerissen, um modernen kommunalen und privaten Dienstleistungs- und Verkaufsbauten Platz zu schaffen. St. Ingbert wuchs während des 19. Jahrhunderts zu einer der bedeutendsten Industriestädte der Pfalz heran. Kontinuierliches Wirtschaftswachstum und Bevölkerungswachstum markierten diesen Weg. Mit einher ging ein Zuwachs an staatlichen Verwaltungsaufgaben. Verschiedene Behörden, wie Amtsgericht oder Finanzamt, mußten ihren traditionellen Stand-

ort, die alte Residenzstadt Blieskastel, gegen St. Ingbert tauschen. Dennoch blieb diese Stadt hinter dem Wachstum vergleichbarer saarländischer Industriestädte wie Völklingen oder Neunkirchen zurück. Sie nahm immer nur eine Randlage zu dem industriellen Kernraum des Saarlandes ein. Dies erwies sich im 20. Jahrhundert kurzzeitig auch als Standortvorteil. Denn St. Ingbert drohten keine Bergschäden, und Flächenknappheit war noch ein Fremdwort. Die Stadt wurde daher kurzzeitig zum Auffangraum für Betriebe aus dem industriellen Kernraum, die an ihren bisherigen Standorten bergbaubedingte Probleme bekamen, wie am Beispiel der Glasindustrie deutlich nachzuvollziehen ist.

Nach dem 2. Weltkrieg war St. Ingbert einem erneuten Wandel unterworfen: es entwickelte sich von der Industrie- zur Wohnstadt. Viele große Industriebetriebe, wie

die Kohlengrube oder die Glashütten, mußten schließen. Manch andere hatten ihren wirtschaftlichen Höhepunkt überschritten und reduzierten in der Folgezeit Produktion und Belegschaft deutlich (bspw. das Eisenwerk). Einige wurden gänzlich umfunktioniert und ausgelagert, wie etwa die Stadtwerke. Auch dieser Wandel hat das Stadtbild deutlich verändert. Prägende Industriebauten, mit markanter Architektur, die einst bereits aus der Ferne der Stadt zu optischem Profil verhalfen, wurden abgerissen, mußten "modernen", nicht selten "gesichtslosen" Bauten anderer Funktionsbestimmung Platz machen. Die Industrie, die weit über ein Jahrhundert die Wirtschaft dieser Stadt geprägt hat, ist aus dem Stadtbild weitgehend verschwunden. Zweifellos hatte diese Umstrukturierung auch positive Seiten. Lärm, Abgase, Rauch und Ruß, die St. Ingbert zu einer

"dröhnenden und feuerspu-
ckenden schwarzen Stadt" machten, sind fast völlig aus dem Wohnbereich gewichen. Die Stadt wurde heller, sauberer, wohnlicher. Doch mit den Werkshallen, Fabriken und Produktionsanlagen gingen nicht nur Bauwerke, sondern auch Traditionen und Erinnerungen verloren. St. Ingbert wurde auch um einiges ärmer, nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht. Dennoch lohnt trotz dieser Verluste ein "industriegeschichtlicher Spaziergang" durch diese Stadt, bei dem es viele Zeugnisse einer interessanten Vergangenheit zu entdecken gibt, die es ermöglichen, die Stadt "inmitten schöner Wälder und Höhen" noch einmal mit ganz anderen Augen zu sehen.

Die Numerierung der einzelnen Stationen hilft Ihnen bei der Orientierung; sie gibt keinen zwingenden Weg vor.



Ehemaliges Postamt



Das Postwesen umfaßte im 19. Jahrhundert die Beförderung von Nachrichten, Gütern und Menschen mit Postkutschen oder -wagen. Es war somit Hauptträger der Kommunikationsinfrastruktur und hielt die Verbindung zu Kunden und Lieferanten aufrecht. Insofern erfüllte die Post eine wichtige Funktion während der Industrialisierung und war wichtiger Bestandteil des zentralen Charakters einer Stadt.

Als vorteilhaft für St. Ingbert erwies sich die Verbindungs-

straße zwischen Metz und Mainz, auf der bereits früh und regelmäßig Postwagen verkehrten. Seit 1742 hielt die Thurn und Taxis'sche Pferdepost in St. Ingbert. 1816 war sie in die bayerische Staatspost eingegliedert worden, die 1920 an die Deutsche Reichspost überging.

Die Poststation selbst war 1761 auf Betreiben der Zweibrücker Herrschaft vom leynschen St. Ingbert ins landeseigene Rohrbach verlegt worden, wo sie noch bis 1844

blieb. Für die aufstrebende Stadt bedeutete dies eine erhebliche Einschränkung, da keine direkte Postbeförderung am Ort mehr erfolgen konnte.

Nach dem erneuten Umzug nach St. Ingbert, 1844, war der Poststall bei wechselnden Gastwirten untergebracht, u.a. ab 1863 in dem Hotel "Zur Post", das von dem Gastwirt Ernst Conrad betrieben wurde (heute Stadtbücherei). Die Personenbeförderung verlor aber mit dem Aufkommen der Eisenbahn an Bedeutung. Ab 1871 fuhr von St. Ingbert aus lediglich noch eine Personenpost nach Enzheim ab. 1920 wurde auch diese letzte Postkutschens Strecke eingestellt.

Das Geschäftsgebäude der Post wurde mehrmals verlagert: bis 1861 war es in der Kaiserstraße 108 untergebracht, danach in der Kaiserstraße 99, ab 1870 in der Kaiserstraße 23, dem Hause Graffion. 1894 wurde erstmals ein eigenes Postgebäude

in der Kaiserstraße 8 bezogen, das jedoch nur für elf Jahre seine Funktion erfüllte. Als sich auch dieses Gebäude als zu klein erwies, wurde in dem neu erschlossenen Wiesengelände an der Ecke Rickertstraße/Poststraße ein neues, attraktiv und aufwendig gestaltetes Postgebäude von dem Bauunternehmer Wittemann erbaut, das bis 1974 die Post beherbergte. Der "Stempel" des Bauunternehmers befindet sich noch immer auf der Westfassade.

Diese Entwicklungsreihe, an deren Ende ein eigenes, der wirtschaftlichen Stellung der Stadt angemessenes repräsentatives Gebäude steht, veranschaulicht die zunehmende Bedeutung des Postwesens im 19. Jahrhundert für St. Ingbert.

Heute befindet sich das Postgebäude in der Poststraße 48. Direkt daneben der Busbahnhof, ein Knotenpunkt des öffentlichen Personennahverkehrs.





Der Bereich zwischen Schlachthof- und Rickertstraße, Kohlen- und Poststraße ist in den letzten 20 Jahren völlig umgestaltet worden. An Stelle des Einkaufsmarktes in der Poststraße befand sich bis Ende der 70er Jahre die Saarländische Trikotagen- und Strickwarenfabrik St. Ingbert, kurz "Trikotage" genannt.

Sie nahm am 21. Februar 1924 als Zweigniederlassung eines württembergischen Unternehmens ihren Betrieb in St. Ingbert auf. 1934 wurde sie vom vormaligen Direktor

Birkenhofer erworben und als Wirkwarenfabrik GmbH St. Ingbert weitergeführt. Später befand sie sich in französischer Hand als Société Habisana Manufacture de Bonnetiers fine, kurz "Habisana". Zeitweise waren hier bis zu 300 Arbeitskräfte beschäftigt. Die Textilbranche war eine der wenigen, die Frauen industrielle Arbeitsplätze anbot. So waren in der Produktion, abgesehen von den Meistern, nur Frauen tätig. Zum 31. Dezember 1973 wurde das Unternehmen



geschlossen. In der "Trikotage" wurden gewebte Leibwäsche, Trainingsanzüge und Erstlingswäsche maschinell hergestellt, wobei Baumwolle, Kunstseide und Wolle Verwendung fanden. Die Rohgarne stammten aus dem Elsaß; die Absatzgebiete lagen überwiegend im Osten Frankreichs und im Saarland. Im ersten Stock befand sich die Spinnerei, in der die Garne versponnen wurden, im zweiten die Weberei, während im dritten Stockwerk Zuschneiderei und Näherei untergebracht waren. Nach seinem Äußeren, der schlichten Gestaltung, den zahlreichen, symmetrisch angeordneten Fenstern und dem Mansardwalmdach, ließ das Gelände nur wenig Ähnlichkeit mit einer Fabrik erkennen. Die klare funktionale Gliederung erinnerte an englische Vorbilder. Aufgrund der Vielzahl gleicher Einzelmaschinen wie z.B. Webstühle, die beliebig hintereinander oder übereinander

geschaltet wurden, konnte man in der Textilindustrie problemlos auf die platzsparende Geschoßbauweise ausweichen. Die Statik der Gebäude war dabei nicht gefährdet, da die verwendeten Maschinen vergleichsweise wenig Erschütterungen ausübten. Die Beleuchtung konnte jedoch im Gegensatz zu eingeschossigen Produktionsanlagen nicht mehr über Dachaufbauten erfolgen. Die damit notwendig werdenden zahlreichen großen Fenster geben den Fabriken der Textilindustrie ihr typisches Aussehen. Dieses, von Fachleuten als eines der schönsten Fabrikgebäude des Saarlandes bezeichnete Gebäude, das relativ leicht einer anderweitigen Nutzung hätte zugeführt werden können, wurde mehrere Jahre nach seiner Schließung abgerissen, um für ein phantasieloses Supermarktgebäude ohne jeden städtebaulichen Reiz Platz zu schaffen.





Ein markantes Gebäude dieses Viertels war der Städtische Schlachthof, an den heute nur noch die angrenzende Straße erinnert.

Dem 1887 seiner Bestimmung übergebenen Bau lag ein Stadtratsbeschluß vom 7. Januar 1886 zugrunde. Ein öffentlicher Schlachthof wurde notwendig, da die damals gültige Schlachtordnung aufgrund verschärfter Hygienebestimmungen Hausschlachtungen von Metzgern und Privatleuten untersagte. Der Schlachthof wurde nicht nur

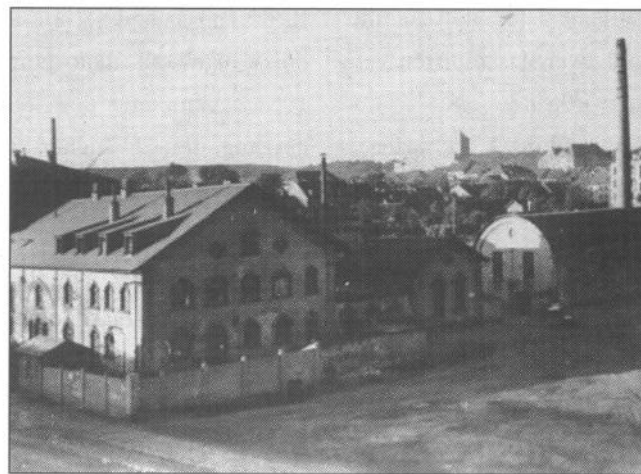
von St. Ingbertern genutzt, sein Einzugsgebiet reichte wegen seines guten Rufes vielmehr über den Bliesgau bis nach Saarbrücken, obwohl auch in Blieskastel und Saarbrücken Schlachthäuser vorhanden waren. Zudem befand er sich gut erreichbar und nahe des Bahnhofs in zentraler Lage.

Die bauliche Anlage ließ sich untergliedern in die verschiedenen Schlachthallen für Großvieh, insbesondere Rinder, für Kleinvieh wie Schweine, Kälber, Schafe und Ziegen



und noch ein spezielles Pferdeschlachthaus, das aber nur selten genutzt wurde. Metzger und Private brachten ihr Vieh hierher zum Schlachten, pro Woche etwa 150 Schweine und 20 Stück Großvieh. Schlachtgebühren waren je nach Viehart zu bezahlen, zuzüglich fielen Stall- und Wiegegebühren sowie Futterkosten an, wenn das Schlachtvieh länger hier untergebracht war. Wurde Fleisch von außerhalb eingeführt, mußte eine Abgabe zugunsten des Schlachthofes entrichtet werden, die etwa bei 2 Pfg. je halbes Kilo lag. Nach 1912 konnte das Fleisch auch

im neu erbauten Kühlhaus aufbewahrt werden. Der Hauptkühlraum verfügte über etwa 40 abschließbare Zellen, in denen Fleisch gelagert und je nach Bedarf entnommen werden konnte. Um eine konstante Durchschnittstemperatur von ca. 0-2°C halten zu können, waren die Öffnungszeiten eng begrenzt und stundenweise festgelegt (von 7-8 Uhr, 11-12 Uhr und 15-16 Uhr). Eine Eisgewinnungsanlage produzierte Roh-eis, das vor Einführung des Kühlschranks an Metzger, Getränke- und Frischwarenhandlungen, aber auch an Privatleute verkauft wurde.



Neben einem Pökelraum, Büroräumen und dem Maschinenhaus zum Heizen der Brühkessel und Betreiben der Kühlanlage waren Ställe, Werkswohnungen und ab 1949 auch eine Schlachthofkantine und sanitäre Anlagen auf dem abgeschlossenen Betriebsgelände untergebracht. Der Betrieb des Schlachthofes wurde von städtischen Arbeitskräften aufrechterhalten. Ihnen stand ein Direktor vor, der gleichzeitig die Aufgabe des Tierarztes und Fleischbeschauers inne hatte; zur Hand gingen ihm ein Verwaltungsinspektor sowie eine Schreibkraft. Für den technischen Betrieb zeichneten ein Hallenmeister mit Gehilfe und zwei Maschinisten verantwortlich.

Während des I. Weltkrieges rückte der St. Ingberter Schlachthof aufgrund einer findigen Initiative zur Fleischversorgung der Zivilbevölkerung zeitweilig in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Man nutzte die Tatsache, daß

die Front nahe lag und die dortigen Feldschlächtereien nur für den Tagesbedarf arbeiteten. Dabei fielen nicht direkt verwertbare Fleischreste an, täglich das Fett von rund 35 Stück Großvieh, die Geschlinge von ca. 30 Schweinen sowie Schmalz und Speck. Der Schlachthof St. Ingbert kaufte diese Reste auf und gab sie günstig an die Bevölkerung weiter bzw. verarbeitete sie zu Wurstprodukten. Am 7. März 1915 wurde die reichsweit erste städtische Fleischverkaufsstelle dieser Art eröffnet. Die Nachbarstädte Zweibrücken und Saarbrücken folgten diesem Beispiel wenig später.

Mit der Aufhebung des Schlachthofzwanges ab dem Jahr 1961 begann auch der Niedergang des St. Ingberter Schlachthofes, hier beschleunigt durch den fehlenden direkten Bahnanschluß. Die Stilllegung des Schlachthofbetriebes bedeutete den Verlust einer städtischen Einrichtung, die im Leben der Bevöl-

kerung einen wichtigen Stellenwert besaß. Auf dem Schlachthof herrschte häufig reges Treiben, ein ständiges Kommen und Gehen von Metzgern und St. Ingberter Bürgern, die Eis, Hundefutter oder Saublasen zur Aufbewahrung ihres Tabaks abholten, die Schlachthofkantine aufsuchten oder einfach nur zuschauten. Wenn gelegent-

lich eine Kuh oder ein Schwein ausbüchste, bot dies Anlaß zu wilden Verfolgungsjagden, von denen die Lokalpresse gerne und amüsant berichtete.

Nach der Schließung wurden die Baulichkeiten noch einige Jahre von der Berliner Fleischkonservenfabrik FKF genutzt, bis sie 1967 schließlich abgerissen wurden.



Unsere Luftaufnahme zeigt noch einmal die mittlerweile nicht mehr vorhandenen Stationen 1-5 auf einen Blick.





Mit steigenden Bevölkerungszahlen und dem verstärkten Zuzug von Industriebetrieben wuchs im 19. Jahrhundert die Nachfrage nach den kommunalen Infrastrukturen, die heute in den Stadtwerken integriert sind.

Bereits 1867 wurde als erstes kommunales Energieversorgungsunternehmen die zentrale Gasversorgung eingerichtet. Ab 1891 löste eine zentrale Wasserversorgung mit Pumpstation und Wasserwerk in der oberen Kaiserstraße und dem Hochbehälter

auf dem Hobels allmählich die öffentlichen Lauf- und Pumpbrunnen ab. Die allgemeine Stromversorgung wurde erst 1923 eingeführt, wobei der Strom vom Kraftwerk Homburg bezogen wurde.

Der Einrichtung der Gasanstalt vorausgegangen war ein Stadtratsbeschluss vom 24. April 1866, der den Neustädter Ingenieur Hillebrand mit der Planung beauftragte. Angewiesen auf einen zentral gelegenen Standort, um möglichst viele Verbraucher auf



direktem Wege zu erreichen, wurde die Gasanstalt an der Ecke Kohlenstraße/Schlachthofstraße erbaut.

Mit der Eröffnung des Gaswerkes und der Einrichtung des benötigten Leitungsnetzes von anfangs 6762 m Länge wurden 136 private Gasabnehmer und 88 öffentliche Straßenlampen angeschlossen. Bereits seit 1838 hatte es eine öffentliche Straßenbeleuchtung auf Petroleumbasis gegeben.

Zur Gasproduktion wurde die heimische Steinkohle verwendet, wobei neben Gas auch Nebenprodukte wie Teer anfielen. Bereits um die Jahrhundertwende waren die Kapazitätsgrenzen des alten Gaswerkes erreicht, ein neues größeres mußte gebaut werden. 1898 stand man erneut vor dem gleichen Problem. Jetzt entschloß man sich jedoch anstatt eines Neubaus auf den Bezug von ungereinigtem Ferngas umzustellen. Dazu waren nur noch eine Gasreinigungs-Anlage

sowie ein Gasometer notwendig, dessen Fassungsvermögen zur Deckung des Tagesbedarfes ausreichte. Nachdem in den 50er Jahren der Bezug von gereinigtem Kokereigas erfolgte, wurde die Reinigungsanlage überflüssig und abgerissen. Da die Nachfrage weiter stieg, wurde der Bau eines neuen Gasometers unumgänglich, in dem das über eine Fernleitung bezogene Gas gesammelt und an die Einzelabnehmer weitergeleitet wurde. 1973 wurde die Städtische Gasanstalt und mit ihr das Gasometer abgerissen, da neue Vertriebssysteme eine andere Bevorratung von Gas erforderten.

Verwende überall nur

Gas

Zum Kochen, Braten,
Baden, Heizen



Elektrizität

zum Beleuchten, Bügeln
Kraftbetrieb

Stadtwerke - St. Ingbert

Annonce 1929





An der heutigen Kohlenstraße befand sich bis vor wenigen Jahren noch ein Ensemble beeindruckender Fabrikanlagen. Es handelte sich um die Maschinenfabrik Kaiser, deren Ursprünge bis in das Jahr 1846 zurückreichen. Damals gründeten an gleicher Stelle, nahe der Kohlengrube und dem Eisenwerk, die die notwendigen Rohstoffe lieferten, die Teilhaber Voß, Lamarche und Schwarz eine Maschinenwerkstätte mit Eisengießerei. 1908 übernahmen Otto Kai-

ser und Richard Schlaudecker die Firma, die sich ab 1927 im alleinigen Eigentum von Otto Kaiser befand. Unter ihm entwickelte sich das Unternehmen, das sich inzwischen auf Baumaschinen und -kräne jeder Art spezialisiert hatte, zu einer Firma mit Weltruf. Sie beschäftigte in ihren Hochphasen 540 Arbeitskräfte. Ihr soziales Engagement reichte über die Bereitstellung von günstigem Wohnraum bis hin zu einer Pensions- und Unterstützungskasse, die von 1930 bis



1973 existierte. 1980 wurde die Produktion eingestellt, 1990 die Anlage weitgehend abgerissen.

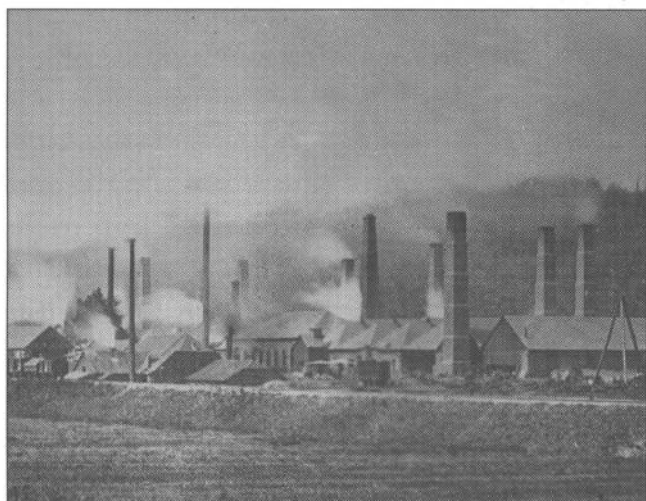
Mit der wirtschaftlichen Expansion der Firma parallel verlief auch eine räumliche, die jedoch stets durch umgebende Nutzungen eingeschränkt blieb. Größere Erweiterungen wurden erst möglich, nachdem die östlich liegende Zigarrenfabrik ihre Produktion aufgegeben hatte und 1917 aufgekauft werden konnte. Die westlich gelegenen, im Besitz der Grube befindlichen Flächen mit Bergamt und Kohlenhalde konnten 1925 erworben werden. Daraufhin wurden ein eigenes Anschlußgleis, das heute noch bestehende Verwaltungsgebäude und große, luftige, langgestreckte Fertigungshallen realisiert. Deren symmetrisch gegliederten Fassaden und die Stahlskelettbauweise ließen die Gebäude trotz industrieller Funktion zu einem städtebaulichen Blickpunkt werden.

Heute befindet sich stattdessen an gleicher Stelle ein Einkaufszentrum mit Allerweltscharakter. Ältestes noch existierendes Gebäude ist die in Ziegelsteinen unterschiedlicher Farbgebung ausgeführte ehemalige Schlosserei aus dem Jahre 1910, eine typische Vertreterin des Industriebaus aus jener Zeit.



Von dem 1925 von der Maschinenfabrik aufgekauften Bergamt zog sich das Grubengelände in nördliche Richtung bis zum Stollenmundloch hin. An dieser Stelle besteht die Möglichkeit, den "Grubenpfad St. Ingbert" anzubinden, der zu den Stätten des Bergbaus führt und dem Band 1 dieser Reihe gewidmet ist.





Die Aktienglashütte, 1868 gegründet, war die erste der St. Ingberter Glashütten, die man aufgrund ihrer maschinellen Fertigungsprozesse und Größe als "Industrieunternehmen" bezeichnen kann. Sie begründete die zukünftige Stellung St. Ingberts als Zentrum der südwestdeutschen Glasindustrie. Die garantierte Sicherheit vor Bergschäden und ausreichend große Gewerbeflächen in unmittelbarer Nähe der alten, von Bergschäden bedrohten Produktionsstandorte machten St.

Ingbert für die Glasindustrie interessant. Ursprünglich als Fensterglashütte mit drei Öfen geplant, stellte die Aktienglashütte ihre Produktion bald auf Wein-, Bier- und Champagnerflaschen um, von denen etwa 7-8 Millionen im Jahr hergestellt wurden. Einzelexemplare sind im Heimatmuseum der Stadt ausgestellt. Aus diesem Produktionszweig stammt auch der Name "Budelle-Hütte" (la bouteille, franz. = die Flasche). Sie beschäftigte zeitweise 560



Mitarbeiter, vorwiegend Facharbeiter. Bereits um die Jahrhundertwende setzten wegen der verschärften Wettbewerbsbedingungen in der deutschen Glasindustrie Konzentrationsbestrebungen ein, denen sich auch die Aktienglashütte nicht entziehen konnte. Sie wurde 1899 Mitglied der Vereinigten Saarflaschenhütten, die sich zwecks besserer Vermarktung und Verkauf ihrer Produkte zusammenschlossen. Daraufhin spezialisierte sich die Aktienglashütte auf Moselweinflaschen. Unter dem in dieser Zeit mit der Leitung des Unternehmens beauftragten Direktor J. Fiack produzierte die Glashütte als Besonderheit auch Ocarinagläser, flötenartige Blasinstrumente für die kurz nach dem Krieg 1870/71 gegründete Ocarina-Gesellschaft. Diese konnte sich unter Leitung des bekannten Café-Besitzers Valentin Seiters weit über die Grenzen der Stadt hinaus einen hervorra-

genden Namen in der Musikwelt erwerben. Nach dem I. Weltkrieg stellte die Glashütte ihre Produktion zwar auf halb- und ganzautomatische Fertigungsweise um, konnte sich jedoch gegen die Konkurrenz auf dem nunmehr französischen Markt nicht behaupten und wurde 1926 geschlossen.



Ihre Werksanlage zwischen Eisenbahn und Eisenwerk blieb jedoch noch lange Zeit erhalten. Zunächst diente sie als Ausstellungs- und Festhalle für die Stadt St. Ingbert, später wurde sie teilweise von dem Ofenhersteller Jega (Friedrichsthaler Eisenwerk Jennewein & Gapp) übernommen und in neue Produktionsanlagen integriert. 1987/88 erfolgte der Abriß großer Bereiche. Nur ein Gebäudekomplex oberhalb der Kläranlage blieb erhalten und wird heute vom Städtischen Bauhof genutzt.



Die Arbeiterhäuser der Aktienglashütte befanden sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum Werk. Eine Erklärung dafür ist im traditionellen Produktionsprozeß zu finden: Als das Glas noch in einzelnen Hafen (Töpfen) geschmolzen wurde und ein Nebeneinander von Schmelz- und Blasprozessen nicht möglich war, mußten die Glasbläser schnell präsent sein, wenn die Glasschmelze die richtige Konsistenz erreicht hatte. Um unnütze Wartezeiten im Betrieb zu vermeiden, wurden die Glasbläser in unmittelbarer Nähe zum Arbeitsplatz angesiedelt. Erst mit Erfindung des Wannensystems wurde ein kontinuierlicher Schmelzvorgang und somit ein ununterbrochener Arbeitsprozeß möglich, der auch die Wohnortwahl flexibler gestaltete. Ursprünglich wurden Glashütten als Genossenschaften

betrieben, innerhalb derer jede Glasmachergruppe eigenverantwortlich arbeitete. Erst allmählich bildeten sich im 18. Jahrhundert Unternehmer heraus, die Kollegen als reine Lohnarbeiter aufnahmen. Bekannte Unternehmensnamen unserer Region sind beispielsweise die Familien Vopelius, Reppert, Chevandier, Wagner, Wentzel oder Schmidtborn. Zur Aufrechterhaltung ihrer Produktion waren die Glashütten auf einen erfahrenen Arbeiterstamm angewiesen. Deshalb war es Usus, daß die Unternehmer den Glasmacherfamilien günstig Wohnungen zur Verfügung stellten. Während die qualifizierteren Glasarbeiter der Tafel- und Kristallglasindustrie häufig Eigenheimbesitzer waren, wurden in der Flaschenglasindustrie wegen der niedrigen Facharbeiterlöhne eher Werkswohnungen bevorzugt.



Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich am Rohrbach die Gerberei Laur niedergelassen, die 1880 von den Gebrüdern Braun übernommen wurde. Wasser als wichtiger Einsatzstoff für die Gerbung von Tierhäuten mit Lohe, einem aus Eichen gewonnenen Gerbstoff, war ausschlaggebend für die Wahl des Standortes.

1891 trat die Kommanditgesellschaft Heß & Co als Eigentümerin auf, fünf Jahre später wurde das Unternehmen in "Süddeutsche Lederwerke" umbenannt, danach in "Rheinische Lederwerke". Etwa 50 Beschäftigte verarbeiteten insbesondere Roß-, Mastkalb- und Rinderhäute zu Schuhoberleder, sog. "Boxrind" und "Boxcalf". Abnehmer waren überwiegend deutsche und französische Schuhfabriken.

Nach dem II. Weltkrieg war die Wirtschaftlichkeit des

Unternehmens nicht mehr gegeben, so daß es 1953 geschlossen wurde. Die Gebäude wurden von der Fa. Voit übernommen und in neuere Werksanlagen integriert. Bei genauerem Hinsehen kann man an einigen wenigen Stellen jedoch noch Hinweise auf die alte Bausubstanz entdecken.

Das um 1930 an der Saarbrücker Straße 2 errichtete Verwaltungsgebäude der Rheinischen Lederwerke befindet sich allerdings noch in einem originalgetreuen Zustand.

Rheinische Lederwerke

A. G.

ST. INGBERT-SAAR

TELEFON 398

*Fabrikation von: Rindsleder für
Schuhfabrikation und Lederwaren*

Anzeige von 1950





Die eisenverarbeitende Industrie fand mit dem Eisenwerk und der Grube, die die notwendigen Rohstoffe und Energien lieferten, in St. Ingbert günstige Ausgangsbedingungen vor. Neben St. Ingbert entwickelte sich die Gemeinde Rohrbach, nachdem sie an die neuverlegte Bahntrasse angeschlossen worden war, zu einem bevorzugten Standort dieser Branche. Bekannt sind die Firmen Heckel aus Saarbrücken und die Kesselfabrik Poensgen & Pfahler, die sich dort niederließen.

Letztere mußten wegen der ständigen Lärmbelästigung der Anwohner ihr ursprüngliches Fabrikgebäude in St. Ingbert "Auf der Meß" nach nur wenigen Jahren bereits 1899 verlassen. Neben der Maschinenfabrik Kaiser siedelte sich in St. Ingbert Ende des 19. Jahrhunderts die Maschinenfabrik Peter in unmittelbarer Bahnhofsnähe an. Ihr Betrieb umfaßte zwei getrennte Abteilungen:

Im Kleineisenwerk wurden Nieten, Schrauben, Muttern, Telegraphenzeug und Schie-

nennnägel gefertigt. Die dazu benötigten Maschinen, Gewindeschneidemaschinen und Pressen, die die Nieten- und Schraubenköpfe anstauten, wurden von einer eigenen Dampfmaschine mit etwa 300-400 PS Leistung angetrieben. Der dazugehörige hohe Schornstein ist heute noch vorhanden und wird mittlerweile zur "Bergsteiger-Ausbildung" genutzt. Hauptabnehmer der Produktion waren Eisenbahnen, Gruben, Hütten, Post und Eisen-großhandlungen. Das Absatzgebiet reichte weit über das lokale Umfeld hinaus.

In der zweiten Fertigungsabteilung, der Herdfabrik, wurde nach eigenem Patent ein Zentralheizungssystem hergestellt, mit dem vom Küchenherd aus sämtliche Heizkörper im Haus bedient werden konnten.

Äußerlich auffällig ist das noch erhaltene Fabrikationsgebäude der Maschinenfabrik in der Saarbrücker Straße, dessen historisierender, re-

präsentativer Baustil typisch für die Architektur gründerzeitlicher Betriebe ist. Farblich unterschiedliche Ziegelsteine, verschiedene Schmuckelemente wie Lisenen und Gesimse sowie das über Traufhöhe hochgezogene Blendmauerwerk setzen ästhetische Akzente nach außen. Solche Verzierungen ohne funktionellen Hintergrund sind die bestimmenden Elemente des Industriebaus um die Jahrhundertwende. Ungewöhnlich an diesem Bauwerk ist allerdings die mehrgeschossige Bauweise. Die Maschinenfabrik Peter ist stilistisch vergleichbar mit der Baumwollspinnerei, der etwa zeitgleich entstandenen Schlosserei der Firma Kaiser und Teilen des Eisenwerkes.

Allen diesen Gebäuden werden Sie auf Ihrem Spaziergang noch begegnen.





Das Eisenwerk als größtes und ältestes noch bestehendes Industrieunternehmen der Stadt kann auf eine lange Tradition zurückblicken. 1732 wurde es von einem Konsortium bestehend aus den Hüttenleuten Conrad Lehnen, Karl Gottbill und dem Schmied Josef Loth errichtet. Ausschlaggebend für den Standort St. Ingbert waren das Holz, das ausreichend in der Umgebung zur Verfügung stand und zu Holzkohle umgewandelt werden konnte, Eisenerzfunde in der

Gehnbach, bei Schnappach und auf Sechseichen und nicht zuletzt die Wasserkraft des Rohrbaches. Produziert wurden vor allem gußeiserne Gebrauchs- und Kunstgegenstände wie Töpfe, Pfannen und Öfen, Vasen, Urnen und Kaminplatten für Abnehmer aus der näheren Umgebung. Aus der Gründungsphase, dem Jahre 1750, stammt das älteste noch bestehende Industriegebäude der Schmelz und des Saarlandes, die sogenannte Möllerhalle. In dem schlichten, fast quadratischen Ge-

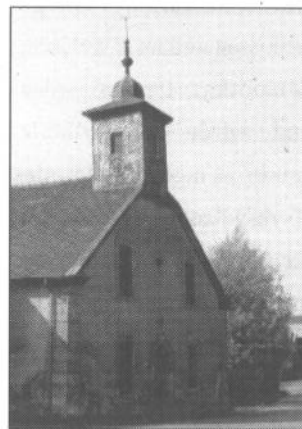
bäude in Putzbauweise wurde in der Frühphase der Möllerei gelagert, ein Gemisch aus Eisenerz und Zuschlägen, das in den Verhüttungsprozeß eingebracht wurde.

Das Äußere, insbesondere der Dachreiter mit Zwiebelhaube, erinnert an eine Kapelle. Da die Industrie noch keine eigenen Bauformen entwickelt hatte, griff sie auf die bestehende sakrale, feudale, bäuerliche oder bür-

Dachreiter, auf der die Initialen der Sophie Krämer zu finden sind, weisen auf die zunehmende Bedeutung der meßbaren Zeit im industriellen Arbeitsprozeß hin.

Ende des 18. Jahrhunderts trat Philipp Heinrich Krämer in das Konsortium ein und wurde 1791 Alleininhaber. Er verstand es, das Werk erfolgreich auszubauen. Nach seinem Tod 1803 übernahm seine Frau Sophie für 30 Jahre die Geschäftsleitung des Unternehmens, das noch über 100 Jahre in der Hand dieser Familie blieb. Unter ihrer Führung entwickelte sich das Eisenwerk wirtschaftlich wie auch räumlich zu dem größten Unternehmen St. Ingberts.

Die in der Krämer'schen Ära erfolgten technischen Innovationen und Umstellungen bei der Stahlherstellung, in den 1830er Jahren auf das Puddelverfahren, 1893 auf das Thomasverfahren, sind im heutigen Gebäudebestand nicht mehr dokumentiert.



Die Möllerhalle

gerliche Architektur zurück. Dies wird auch am "Rentrischer Hammer", der einem Bauernhaus ähnelt, deutlich. Die nach 1800 installierte Uhr und Glocke auf dem



Aus dem Jahre 1897 stammt die Eisengießerei, die die Gießereitradition des Eisenwerkes fortführte. Gebrauchs- und kunstgewerbliche Gegenstände wie Kaminplatten, Grabkreuze oder Amphoren erfreuten sich seinerzeit in privaten und öffentlichen Einrichtungen recht großer Beliebtheit.

Das Gebäude der Gießerei vereint traditionelle und moderne Gestaltungselemente: ihr dreischiffiger Aufriß knüpft noch an sakrale Traditionen an, wurde jedoch erstmals in moderner Stahlskelettkonstruktion mit Ziegelausfachung ausgeführt. In enger Nachbarschaft steht die 1880 erbaute neoklassizistische Hauptverwaltung. Nicht nur ihre repräsentative und aufwendige Gestaltung, auch ihr etwas erhöhter Standort, der weithin sichtbar Einblick und Überblick gewährt, unterstreichen das Selbstbewußtsein der Verwaltungsebene innerhalb des Gesamtunternehmens und

verdeutlichen die bestehende soziale Kontrolle im Arbeitsleben.

1905 fusionierte das Krämerische Eisenwerk mit der Rümelingener Hochofengesellschaft aus Luxemburg; die Produktion in St. Ingbert wurde auf Weiterverarbeitung insbesondere Drahtherstellung ausgerichtet, die Flüssigphase eingestellt. Das nördlich der Dudweilerstraße gelegene Stahlwerk wurde daraufhin 1916 geschlossen und im I. Weltkrieg demontiert. Dementsprechend wurde eine grundlegende Umgestaltung des Werksgeländes erforderlich, die sich nicht nur an funktionalen, sondern auch an ästhetischen und repräsentativen Wertvorstellungen orientierte.

Alle Gebäude, die zwischen 1907 und 1913 errichtet wurden, sind auf eine vergleichbare gestalterische Grundkonzeption zurückzuführen: Umformerstation, Plastikanlage, Mechanische Werkstatt



Modellager, Sommer 1993

und Modellager innerhalb des heutigen Werksgeländes, Schlafhaus, Elektrische Zentrale, das neu renovierte ehemalige Laborgebäude, während der Völkerbundzeit als Domanialschule genutzt, Pumpenhaus, Büros und Ziegelsteinmauer entlang der Dudweiler Straße.

Nicht zuletzt die das Fabrikgelände abschließende Umfassungsmauer entlang der Saarbrücker Straße, die gleichzeitig die Giebel der dahinterliegenden Fabrikgebäude bildet, samt dazugehörigem, mittlerweile verfallendem Pförtnerhaus, dominiert das Straßenbild. Der repräsentative

Gesamteindruck wird durch die Verwendung unterschiedlich farbiger Ziegelsteine sowie dekorativer plastischer Elemente wie Lisenen, Gesimse, Frieze oder Blendgiebel erreicht. Sie greifen traditionelle historische Formen auf, so daß dieser Stil entsprechend auch als "Historismus" bezeichnet wird. Er spiegelt das Selbstbewußtsein und den Stolz der Unternehmer wieder, die sich ihrer zunehmenden wirtschaftlichen und inzwischen auch gesellschaftlichen Stellung bewußt sind und diese auch selbstbewußt nach außen demonstrieren.





Der in großen Bereichen noch erhaltene historische Gebäudebestand des Eisenwerkes, der rund 250 Jahre industrielle Baugeschichte dokumentiert, steht fast geschlossen unter Denkmalschutz. Ebenso die zur Dudweilerstraße hin gelegene Wohnsiedlung, in der noch immer Werksangehörige leben. Diese noch fast unverändert erhaltene älteste Werks-siedlung Südwest-Deutschlands zeichnet sich durch gestalterische Geschlossenheit

aus. Spätestens unter Sophie Krämer wurde der Grundstein für diese Siedlung gelegt, die bis ins 20. Jahrhundert hinein mehrfach harmonisch ergänzt worden ist. Sie besteht aus schlichten, ein- oder zweigeschossigen, verputzten Bruchsteingebäuden, die einen Keller und kleine Gärten aufweisen und bis heute den Arbeitern gegen einen geringen Mietzins zur Verfügung gestellt werden. Vervollständigt wird diese Siedlung zum einen durch

das in exponierter Lage stehende, auch gestalterisch hervorgehobene Schlafhaus (1907 erbaut), das auswärtigen oder nichtständigen Arbeitern während der Woche Unterkunft bot. Des weiteren befand sich auf dem Siedlungsgelände eine Verkaufsstelle des werkseigenen Konsumvereins. Die isolierte Lage der Siedlung bestätigt auch die zumindest in der Gründungsphase des Unternehmens vorhandenen Spannungen zwischen zugezogenen, überwiegend protestantischen "Schmelzern" und altingesessenen katholischen St. Ingbertern, die von der Werkssiedlung und den fremden Arbeitsleuten keine günstigen Einflüsse auf die Entwicklung ihrer Gemeinde erwarteten. Innerhalb der Siedlung sind die ehemaligen Unterschiede in der Werkhierarchie deutlich erkennbar, bspw. die großzügigere Gestaltung der Meisterhäuser im Gegensatz

zu den einfachen Arbeiterhäusern. Abgerundet wird die Arbeitersiedlung durch zwei aufwendig gestaltete Direktorenvillen (um 1890 erbaut) in unmittelbarer Nachbarschaft. Das ehemalige Krämer'sche Herrenhaus, 1807 erbaut, befindet sich an der Schnittstelle zwischen Werks-gelände und Arbeitersiedlung. Dieses dichte Nebeneinander von Wohnen und Arbeiten ermöglichte eine mehr oder weniger offene soziale Kontrolle seitens des Unternehmers über Arbeits- und Freizeitverhalten seiner Beschäftigten.

Die Familie Krämer selbst fand hingegen allmählich Interesse an repräsentativen Wohngebäuden außerhalb ihres Werksgeländes: 1843 erwarb sie Schloß Elsterstein (unser Titelbild) und ließ etwa 1875 die Krämer'sche Villa am Ortsausgang Richtung Rentrish bauen. Beide Gebäude fielen in den 70er





Konsumanstalt und Schlafhaus vor 1913

Jahren dem Abriß zum Opfer. Die Siedlung, um deren Erhalt sich ein Arbeiter- und Interessenverein nachdrücklich bemüht, kann jederzeit besucht werden.

Besuche auf dem Werks-
gelände sind gegebenenfalls
nach telefonischer Voranmel-
dung möglich.

Tel. 0 68 94 / 10 40



Die Familie Krämer-Firmond, Gemälde von Joh. Fr. Dryander, 1803



Die Unternehmerfamilie Krämer

Große Unternehmen übten zur Zeit der Industrialisierung bisweilen ein über die gesetzlichen Vorgaben hinausgehendes soziales Engagement aus, das alle Lebensbereiche der "Arbeiterfamilie" einschloß. Gleichzeitig bot dieses Engagement dem Unternehmer ein weites Feld sozialer Kontroll- und Disziplinierungsmöglichkeiten.

Gerade im protestantischen Unternehmermilieu hatte das wohltätige Element seinen festen Platz. Herausragendes Beispiel in St. Ingbert ist die Familie Krämer, die im Werkwohnungsbaubetriebseigenen Kranken- und Pensionskassen, in Kirchen (Martin-Luther-Kirche) und Konfirmandenstiftungen, der Waisenfürsorge, in Kindergärten u.ä. ein weites Betätigungsfeld fand.

Auch die medizinische Versorgung war ein Ansatzpunkt unternehmerischer Fürsorge. So stellten die Eisenwerksbesitzer bereits im

Jahre 1866 (1855 hatte das erste städtische Spital eröffnet) protestantischen Krankenschwestern ein Haus in der Josefstalerstraße zur Verfügung, in dem diese eine erste "Sozialstation" betrieben. Im folgenden Jahr eröffneten sie in der Kohlenstraße 5 ein eigenes Spital für die Werksangehörigen.

Dieses Spital war für damalige Verhältnisse schon recht großzügig ausgestattet. Es verfügte über zehn Betten und eine offene, zum Garten hin gelegene Veranda, die für die Patienten zugänglich war. Zum Stammpersonal gehörten eine Diakonissin, ein approbierter Bader und ein Wärter. Die ärztliche Leitung lag beim Hüttenarzt, der im unmittelbar angrenzenden Gebäude seine Dienstwohnung hatte. Im Bedarfsfall stand das Spital auch Personen zur Verfügung, die nicht bei der Werkskrankenkasse Mitglied waren.





Der westliche Eingang zur Innenstadt wird auch heute noch von einem auffälligen Doppelhaus markiert, dem Verwaltungsgebäude der Martin'schen Pulverfabrik (Kaiserstr. 1-3), heute bekannt als "Wendlings-Eck". Die zum 1. Oktober 1878 von den Gebrüdern Martin gegründete und dem Baumeister Hellenthal erbaute Fabrik befand sich allerdings in deutlichem Sicherheitsabstand zu der damaligen Stadt, nahe der heutigen Albert-Weisgerber-Allee.

Die Bezeichnung "Pulvermühlenweg" knüpft noch an diesen Standort an. In der Fabrikanlage wurden Salpeter, Schwefel und Holzkohle gemahlen und zu Sprengpulver für Gruben und Steinbrüche, für die Jagd oder Feuerwerkskörper gemischt. Die Nähe zu den Hauptabnehmern, den Gruben, war mit entscheidend für die Ansiedlung des Unternehmens in St. Ingbert. Bei der Herstellung des Sprengpulvers bestand Explosionsgefahr. Wiederholt ereigneten sich auch fol-



genschwere Unglücksfälle. Deshalb war die Anlage von hohen Wällen umgeben, wie sie heute noch bei den dortigen Hochhäusern als Fragmente zu erkennen sind. Wegen des Explosionsrisiko war der Transport des Sprengpulvers auch nicht mit der Bahn, sondern nur mit Pferdefuhrwerken erlaubt, die mit Fähnchen gekennzeichnet waren, um vor der Gefahr zu warnen.

Im Gegensatz zu den Produktionsgebäuden, von denen heute nur noch wenige Baracken existieren, befand sich das repräsentative Verwaltungsgebäude in zentraler Lage zur Stadt. Die Nähe zu Kunden, Bahnhof, Post und kommunaler Infrastruktur war für die Wahl dieses Bauplatzes im Jahre 1882 ausschlaggebend. Die Gestaltung des Hauses trug seiner stadt-bildprägenden Lage wie auch dem Selbstbewußtsein der Inhaber Rechnung, die bedeutenste Firma dieser Art in Südwest-Deutschland zu

betreiben. Heute noch ist das unter Denkmalschutz stehende Gebäude, abgesehen von der Schaufensterfront und der Dachbedeckung, originalgetreu und in gutem Zustand erhalten. Auf dem seitlichen Balkon befinden sich die sog. Pulvermännchen, Nachbildungen früher Pulverfabrikarbeiter in ihrer traditionellen Kleidung und mit ihren Handwerksutensilien. Die Figuren hatten ursprünglich neben einer Brunnenanlage im Garten des Hauses ihren Platz.

Auch das Städtische Kulturhaus in der Annastraße Nr. 30 steht in unmittelbarer Beziehung zur Pulverfabrik. Das um 1927/28 erbaute Wohnhaus des Dr. Karl Martin, eines ihrer Direktoren, kam unter günstigen Umständen, mit der Auflage, es für kulturelle Zwecke zu nutzen, in städtischen Besitz.





Für eine Industriestadt sind gute Verkehrsanbindungen, die den preiswerten Massentransport von Rohstoffen und Fertigprodukten ermöglichen, noch heute unverzichtbar. Dem 19. Jahrhundert bot die Eisenbahn geradezu revolutionäre Möglichkeiten, weshalb es aus heutiger Sicht nicht mehr nachvollziehbar ist, warum St. Ingbert erst sehr spät ans Eisenbahnnetz angeschlossen wurde. Obgleich bereits 1851 die Pfälzische Eisenbahn bis nach Bexbach

geführt wurde, sollte St. Ingbert erst 1867 an eine Nebenstrecke angeschlossen werden. Die direkte Verbindung nach Lothringen und Frankreich bzw. zum Rhein wurde erst 1876 realisiert. Die wirtschaftlichen Nachteile dieser fragwürdigen Verkehrspolitik konnten danach aber nicht mehr ausgeglichen werden.

Ein Bahnhof erfüllt wichtige Funktionen als Umschlagplatz sowohl für Güter (Rohstoffe und Fertigprodukte) als auch für Personen. Auch



die St. Ingberter Wirtschaft war nicht nur auf den Handel mit außerhalb sondern auch auf Arbeitskräfte von auswärts angewiesen. Diese kamen aufgrund der Linienführung der Eisenbahn und der Konkurrenz benachbarter Industriestädte wie Neunkirchen und Sulzbach vorwiegend aus dem eng begrenzten Einzugsbereich des Hinterlandes. Niederwürzbach, Lautzkirchen, Hassel, Rohrbach und Kirkel waren die wichtigsten Herkunfts-orte, die über einen eigenen Bahnhof verfügten. Vergünstigte Arbeiterkarten, die erstmals den Bergarbeitern zugestanden wurden und infolgedessen "Bergmannskarten" genannt wurden, verbilligten das tägliche Pendeln. Die Einrichtung eines eigenen Bergmannswartesaales im Bahnhofsgebäude unterstreicht die Bedeutung der Eisenbahn für das Pendlerwesen.

Die ursprünglich eingleisige Eisenbahnlinie wurde zu-

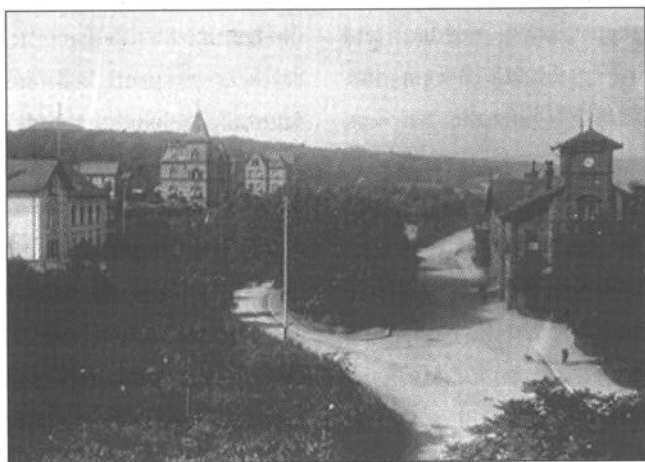
nächst über Hassel geführt, wobei der Kahlenberg auf 500 m Länge untertunnelt werden mußte. Bereits kurz nach der Inbetriebnahme zeigten sich im Tunnel erste Schäden, die seine baldige Schließung erforderlich machten. 1895 entschloß man sich zum Bau einer neuen Trasse unter Umgehung des Kahlenberges. Dadurch wurde Rohrbach an die Eisenbahn angeschlossen, was wichtige Impulse auf dessen wirtschaftliches Wachstum ausübte.

Solange St. Ingbert Sackbahnhof war, endete die Strecke am Güterbahnhof; die heutige Bahnhofsmeisterei war ursprünglich das Empfangsgebäude. Mit der Weiterführung der Linie nach Saarbrücken (1876) wurde St. Ingbert aus seinem Verkehrsabseits, das für die überregional orientierte Industrie verheerende Folgen hatte, befreit. Gleichzeitig wurden umfangreiche Änderungen am Bahnhofsgelände



durchgeführt. 1897 wurde ein neues Empfangsgebäude errichtet, das - im Gegensatz zu dem alten - mit seinem repräsentativen Äußeren und seiner Größe sehr viel mehr die wachsende wirtschaftliche Bedeutung der Stadt widerspiegelte. Erbaut im neoklassizistischen Stil, wurde es in der Folgezeit mehrmals verändert -u.a. wurde der Turm entfernt und eine Gaststätte angebaut-, was sich aber nie störend auf das Gesamtbild auswirkte. Hervorhebenswert sind die dekorativen Gußeisenkonstruktionen der Bahnsteigüberda-

chung als Zeugnis der wachsenden Bedeutung des Eisens als Baumaterial. Das Bahnhofsgebäude - es steht heute unter Denkmalschutz - bildete mit den umliegenden gründerzeitlichen Villen ein eindrucksvolles Ensemble und das einer wichtigen Industriestadt würdige Entree. Der Vorplatz wurde unmittelbar nach dem I. Weltkrieg im Rahmen einer städtischen Arbeitsbeschaffungsmaßnahme angelegt. Als Bahnhofs-Hotel diente das heutige "Bergmannsheim", Ensheimerstraße 15.



Bahnhof, noch mit Turm an der Ostfassade



Nachdem von "der Meß" die Kesselfabrik Poensgen & Pfahler 1899 nach Rohrbach umgesiedelt war, fanden Behörden wie das Finanzamt, repräsentative Villen wie z.B. die des Bauunternehmers Wittemann (Wittemannstr. 4), die später vom Eisenwerk als Gästehaus genutzt wurde, aber auch Arbeiterhäuser, etwa die der Lautenthal-Glashütte, dort ihren Platz.

Wie andere Glashütten stellte auch die Lautenthal-Hütte ihrer Belégschaft werkseigene Wohnungen zur Verfügung. Die in der Glashütterstraße, im Volksmund auch "Spatzegaß" genannt (Glasbläser = Glasspatzen), um die Jahrhundertwende erbauten acht Doppelhäuser fallen architektonisch aus dem Rahmen der in St. Ingbert üblichen Bebauung. Auffallend an ihnen ist u.a. die Verkleidung des Obergeschoss-

ses mit Schiefer, einem in unserem Raum unüblichen Baumaterial. Separate Wirtschaftsgebäude und Gärten boten den Glasmacherfamilien die Möglichkeit, ihren Speisezettel aufzubessern und dadurch letztlich die Lebenshaltungskosten niedriger zu halten.

Diese Arbeitersiedlung zeichnet sich auch durch eine aufwendige Gestaltung sowie ein großzügiges Raumangebot aus. Damit weisen die Häuser eine bis heute gültige Wohnqualität nach und sind noch immer attraktive und begehrte Wohnungen.

Trotz zahlreicher Modernisierungsmaßnahmen ist die Straßenzeile in ihrer Substanz erhalten geblieben und vermittelt noch immer den harmonischen Gesamteindruck einer geschlossenen Arbeitersiedlung.





Als zweite große Glashütte der Stadt St. Ingbert wurde 1889 die Lautzent-Hütte von Adolf Wagner mitbegründet. Sie fand ihren Standort etwas außerhalb der damaligen Stadt, im Lautzent. Ab 1908 war die Familie Wagner Alleininhaberin der Firma. Im Rahmen der allgemeinen üblichen Fusionsbestrebungen kaufte sie 1916 die Mariannenthaler Glashütte in Schnappach, deren Anfänge sich bis in das Jahr 1784 zurückverfolgen lassen, zwecks Stilllegung auf. Als

älteste St. Ingberter Glashütte hatte diese sich insbesondere durch ihre Glasmanufakturen, die in Kirchen sehr beliebt waren, und geätzte Gläser, von denen Beispiele im "Heimatismuseum" zu sehen sind, einen Namen gemacht. Nach der Übernahme wurden ihre Produktion, mit Ausnahme der von Spezialgläsern, und auch die Belegschaft nach St. Ingbert verlegt. Auch die Chevandier & Vopelius Hütte, die durch den untertägigen Kohlenabbau stark bedroht war,



wurde stillgelegt, 1914 an den Bergfiskus verkauft und größtenteils abgerissen.

Durch diese Fusion verdoppelte sich die Belegschaftszahl der Lautzent-Hütte auf ca. 550 Mann, Arbeiter und Beamte. Die Produktionsleistung stieg auf 1,3 Mio. m² Fensterglas im Jahr. 1927 rüstete die Hütte von dem manuellen Walzenblasverfahren auf das maschinelle Herstellungsverfahren nach Fourcault um. Daraufhin avancierte die Lautzent-Glashütte zur zweitgrößten Fensterglashütte Deutschlands. 1932 wurde sie von der Vopelius-Wentzel'schen Glashütte (vgl. Station 17) aufgekauft, um anschließend stillgelegt zu werden.

Ihr Gebäudebestand setzte sich aus der Fabrikationshalle mit Schmelzwanne, Wärmeöfen, Streckhaus, Schneide- und Versandhaus zusammen. In eigenen Gasgeneratoren wurde Steinkohle vergast und zum Heizen der Öfen mit Luft ver-

mischt und verbrannt. Nach der Schließung 1932 übernahm zunächst die Stadt St. Ingbert den Gebäudebestand; nach 1941 produzierten unterschiedliche Firmen in der ehemaligen Werksanlage, u.a. die Firmen GEMA



(Gesellschaft für Maschinen und Apparatebau mbH) und die Schneiderwerke, die Gasflaschen herstellten. Später dann die Firma Haaf und seit neuestem Zehe & Armster. Die Bausubstanz war dabei ständigen Veränderungen unterworfen, so daß heute lediglich noch zwei Gebäude eindeutig als historisch identifiziert werden können. Sie sind von dem seitlich am Werksgelände vorbeiführenden Weg gut erkennbar.





Das älteste Unternehmen der bis dato in St. Ingbert unbekannten Textilbranche, die allgemein als Vorläuferin und Initiatorin des Fabrikwesens gilt, ist die Baumwollspinnerei in der Alten Bahnhofstraße. Als Zweigbetrieb der Fa. Max Schuler & Co GmbH mit Stammhaus in der Schweiz wurde sie 1885 erbaut. Der Standort St. Ingbert verfügte über die Vorteile des unproblematischen Kohlenbezugs wie auch eines Eisenbahnanschlusses, an den ein werkseigenes Anschlußgleis angebunden wurde. In ihrer Blütephase konnte die Baumwollspinnerei

bis zu 250 Menschen, insbesondere Frauen, Arbeit geben.

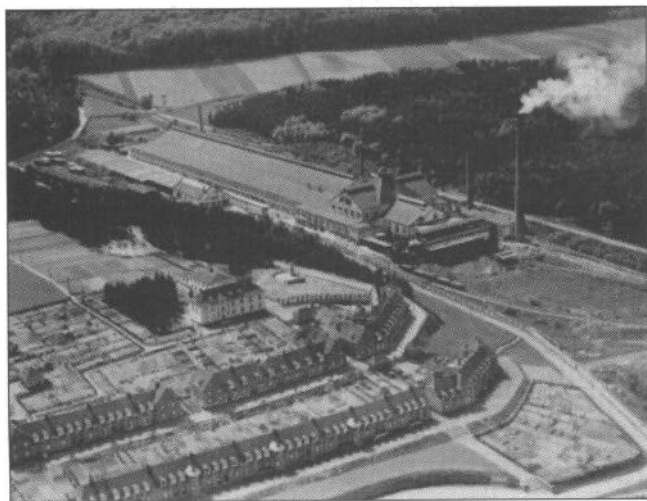
In der Fabrik wurde ägyptische Baumwolle zu rohen, einfachen Garnen unterschiedlicher Stärke weiterverarbeitet. Abnehmer waren Schirmstoff-, Steppdecken- und Futterstoffwebereien, Gardinen- und Spitzenfabriken, Strumpfwirkereien, Trikotage- und Nähfadenbetriebe in Württemberg, Sachsen und dem Rheinland.

Verschiedene Arbeitsgänge waren bis zum fertigen Endprodukt notwendig: Zuerst wurde die in große 350 kg Ballen gepreßte Baumwolle

maschinell gelockert und in mehreren Etappen gereinigt. So entstand das sog. Halbfabrikat. Mit Hilfe mechanischer Spindeln, insgesamt 26.000 waren in Betrieb, wurden daraus verschiedene Garne produziert. Zwei Dampfmaschinen mit drei Kesseln versorgten Beleuchtung, Transmission und elektrischen Antrieb. Ihre Abwärme diente auch zum Heizen, denn die Temperatur in den Arbeitsräumen durfte nicht unter 15°C fallen, da ansonsten Qualität und Verarbeitungsfähigkeit der Baumwolle beeinträchtigt wurden. Feinste Baumwollfasern, die ständig in der Luft schwebten, erhöhten die Brandgefahr. Berieselungsanlagen sorgten für den notwendigen Brandschutz. Die Einfuhr billiger Garne aus Italien, Belgien und Holland bedeutete nach dem 2. Weltkrieg eine starke Konkurrenz für das heimische Unternehmen, das deshalb 1964 schließen mußte.

Das inzwischen unter Denkmalschutz gestellte Fabrikgebäude der Baumwollspinnerei ist beispielhaft für die gründerzeitliche Architektur in der Textilbranche. Der mächtige, jedoch nicht erdrückend wirkende, mehrgeschossige Fabrikbau aus Ziegelsteinen wird nur durch zahlreiche Fenster gegliedert und aufgelockert. Er prägt die gesamte Umgebung. Verschiedene nachträgliche Erweiterungsbauten beeinträchtigen den harmonischen Gesamteindruck nicht nachteilig. Nachdem das Gebäude lange Jahre von der Bundeswehr genutzt wurde, steht heute seine Zukunft wieder zur Diskussion. Da bereits die Trikotage als vergleichbarer Industriebau dem Abriß geopfert wurde, sollten keine Mühen gescheut werden, dieses innenstadtnahe und relativ leicht wieder nutzbare Gebäude zu erhalten und einem neuen Verwendungszweck zuzuführen.





Nach einem längeren, aber lohnenswerten Weg findet sich am Rande der Stadt, im Pottaschwald, die jüngste und bedeutendste Glashütte St. Ingberts, die Vopelius-Wentzel'sche Glashütte.

1914 schlossen sich, um konkurrenz- und wettbewerbsfähig zu bleiben, die fünf preußischen Tafelglashersteller des Saarlandes zusammen: H.L. Wentzel aus Friedrichsthal, Chevandier & Vopelius aus Sulzbach, Eduard Vopelius ebenfalls Sulzbach und die Vereinigten Vopeli-

us'schen Glashütten aus Friedrichsthal, die bereits 1906 aus Schmittborn & Hahne und Joh.Th. Koehl, Quierschied, hervorgegangen waren. Das Unternehmen beschloß, ein neues Werk nach modernsten Gesichtspunkten zu errichten und die veralteten Stammhütten zu schließen. Als neuer Standort wurde ein weitläufiges Gelände außerhalb St. Ingberts ausgewählt, wobei zwei Gründe mitbestimmend waren: zum einen waren hier, im Gegensatz zum Sulz-

bach- und Fischbachtal, keine Bergschäden zu befürchten. Zum anderen bot der neue Standort sowohl genügend Flächenreserven für eventuelle Betriebserweiterungen wie auch die Möglichkeit eines eigenen Anschlußgleises an das Bahnnetz.

Aufgrund der Kriegsergebnisse konnte das Werk erst 1918 in Betrieb gehen. Ca. 980 Arbeitskräfte produzierten 2 Mio. m² Flachglas pro Jahr, das als Fenster-, Deck-, Möbel- und Photoglas Verwendung fand oder zu Belege- und Sicherheitsglas für Autos weiterverarbeitet werden konnte. Zunächst waren 13 Trommelöfen und 14 Strecköfen in Betrieb, um im mundgeblasenen Walzenverfahren das Flachglas herzustellen. Jedoch schon bald nach der Eröffnung des Werkes machten technische Erfindungen die Umstellung auf einen maschinellen Produktionsprozeß unumgänglich. 1926 wurde das Zieh-

verfahren nach Fourcault eingeführt. Diese in der Flachglasherstellung revolutionäre Methode ermöglichte den kontinuierlichen Arbeitsprozeß und die maschinelle Herstellung von Flachglas. In neun Fourcault-Maschinen konnten Glasplatten bis zu 2 m Breite und 3,50 m Länge und einer Stärke zwischen 1,5 und 7 mm hergestellt werden. Mit nur noch 400 Arbeitskräften, die nicht mehr unbedingt die Qualifikation eines Glasbläfers nachweisen mußten und eher den Status eines Fabrikarbeiters inne hatten, wurde die doppelte Menge Glas wie im Blasbetrieb produziert. Trotz größerer Anlageerweiterungen seit 1954 mußte auch die letzte Glashütte auf St. Ingberter Boden 1975 schließen. Die allgemeine Strukturkrise der Glasbranche sowie das mangelnde Interesse der damaligen Anteilseigner Flachglas AG, Gruppe St. Gobain und Glacerie Saint-Roché, die außer-



halb dieses Unternehmens als Konkurrenten in der Flachglasherstellung agierten, führten dazu, daß die notwendige Umstrukturierung des Werkes auf das neue Float-Verfahren unterblieb. Auch die ungünstige Lage St. Ingberts im Gesamtkonzerngeflecht, die sich v.a. beim Bezug des Rohstoffes Sand bemerkbar machte, der aus dem Kölner Raum angeliefert werden mußte, trug zur negativen Standortentscheidung bei.

Neben seiner ehemals wirtschaftlichen Stärke liegt die Bedeutung dieses Betriebes in der Tatsache begründet, daß sie als einzige Glashütte in St. Ingbert noch über den vollständigen Gebäudebestand verfügt, der sich aber in einem zunehmend trostloseren Zustand befindet. Der Produktionsprozeß des Glases läßt sich trotz demontierter Inneneinrichtung noch anschaulich nachvollziehen: In dem 1957 vorwiegend aus Glas gebauten Gemeindehaus

wurden die notwendigen Rohstoffe Sand, Sulfat, Dolomit, Feldspat, Kalk und Glasherben gelagert. Maschinell gesteuert, wurden die notwendigen Mengenanteile entnommen und über ein Förderband der Schmelzwanne zugeführt. Dort wurden sie mit Gas auf 1300°C bis 1500 °C erhitzt und zum Schmelzen gebracht.

Kontinuierlich wurde mit den Ziehmaschinen Glashmelze entnommen und zu einem Band gezogen. In der anschließenden Schneidehalle trennte man die Ränder ab und schnitt das Glas auf die gewünschte Größe. Dann brauchte es nur noch in Kisten verpackt und mit der Eisenbahn versandt zu werden.

Die einheitlich konzipierte und gestaltete Gesamtanlage, von der sich nachträgliche Anbauten nur geringfügig abheben, die Betonung des zentralen Produktionsgebäudes, der Schmelzhalle, mit architektonischen Mit-



Gemengehalle, 1992

teln (Pyramidendach, Dachreiter), sowie der ursprünglich einheitlich gelbe Anstrich lassen deutlich den Repräsentationswillen der Besitzer erkennen. Auch die fast vollständig mit dem hauseigenen Produkt Glas hergestellte Gemengehalle stellt eine bewußte Zurschaustellung der eigenen Wirtschaftskraft dar.

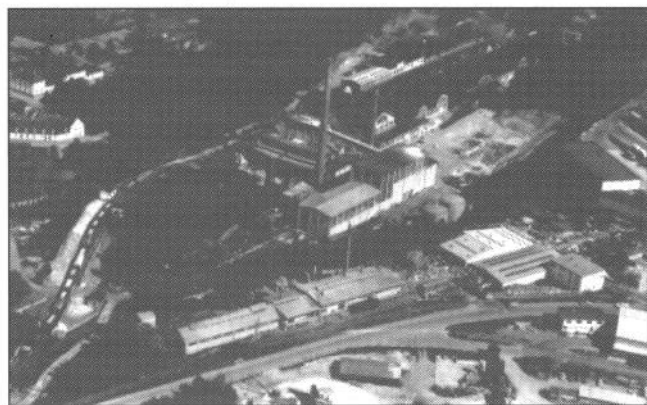
Die 1920 erbaute Arbeitersiedlung in unmittelbarer Nachbarschaft, für deren Planung der Kaiserslauterner Architekt Alois Lech verantwortlich zeichnete, besteht aus zwei gekrümmten Straßenzügen mit Reihenhäu-

sern, charakteristisch für das Siedlungswesen der 20er Jahre. Ihre Größe ist auf die Umsiedlung der Arbeitskräfte aus den Stammhütten nach St. Ingbert zurückzuführen. Zuvor war die Entfernung mit dem Transport der Arbeiter in firmeneigenen Bussen überbrückt worden. Das ursprünglich zu der Siedlung gehörende Ledigenheim für Arbeiter, mit Werkküche und Krankenschwesterstation, sowie zwei Mehrfamilienhäuser sind inzwischen abgerissen. Die in sich geschlossene Werksiedlung hebt sich aufgrund ihrer fortschrittlichen und zeittypi-



schen Gestaltungsweise positiv hervor. Alternierende Achsenabfolgen, überhöhte Randbebauung an den Durchgängen sowie Erker verhindern Monotonie. Gestalterisch ist die Siedlung harmonisch an die Werksanlagen angepaßt. Ergänzt werden die Wohngebäude durch kleine Gärten und Wirtschaftsgebäude im rückwärtigen Teil. Die Gesamtkonzeption ist trotz einzelner privater Modernisierungsmaßnahmen noch deutlich ablesbar. An der Schnittstelle zwischen Werks- gelände und Arbeitersiedlung stand bis November 1993 das 1928 von der Firma errichtete Denkmal zu

Ehren der im Ersten Weltkrieg gefallenen Arbeiter des Unternehmens. Es betonte nicht nur die Zugehörigkeit zur großen "Werksfamilie", sondern stellte auch ein wichtiges sozialgeschichtliches Zeugnis dar, weil auch die Herkunftsorte der gefallenen Betriebsmitglieder eingemeißelt waren und Hinweise auf die Zuwanderung qualifizierter Facharbeiter gaben. Die geplante Versetzung des leichtfertig zerstörten Denkmals an einen Ort völlig außerhalb der Anlage bedeutet eine schmerzliche Beeinträchtigung und Entwertung dieses wichtigen Gesamtensembles.



Die Glashütte kurz vor der Stilllegung

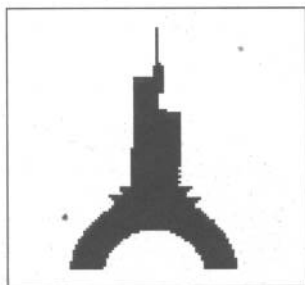


Mit wachsenden Bevölkerungszahlen und der Zunahme des Industriearbeiterpotentials wuchs die Nachfrage nach Getränken, insbesondere Bier. Während des 19. Jahrhunderts waren in St. Ingbert zahlreiche kleine Brauereien entstanden, die meist im Hinterhof der zugehörigen Gaststätten Bier für den eigenen Ausschank und den Straßenverkauf brauten. Dazu waren lediglich Kessel, Schrotmühle, Malzdörre, Kühlschiff und Hefe notwendig. Als Vertre-

ter dieser Anfänge sind beispielsweise die Brauereien Groß (Kaiserstr. 101), Peters, später Martin (Pfarrgasse 22), Klein (Kaiserstr. 65, "Eislers Bierstube"), Munzinger (heute Josefskirche) oder auch die Brauerei Chandon (Kaiserstr. 125) zu nennen. Aber nur eine konnte auf industrielle Fertigungsweisen umstellen und sich im 20. Jahrhundert behaupten. Dies war die heutige Becker-Brauerei, die sich zu einer der größten des Saarlandes entwickeln sollte.



Sie ging aus der 1838 gegründeten Groß'schen Brauerei hervor, die 1877 von den Gebrüdern Becker ersteigert wurde (heute Gaststätte "Die Alte Brauerei", Kaiserstraße 101). Bereits nach kurzer Zeit war der Absatz so groß, daß das alte Braugebäude nicht mehr genügte. Die Suche nach einem neuen Standort führte auf den gegenüberliegenden "Hobels", wo ein eigener Brunnen die Wasserversorgung gewährleisten konnte. Dort wurde 1897 ein Kellereigebäude mit Maschinenhaus neu gebaut. Aber bereits zwanzig Jahre später erwiesen sich auch dessen Kapazitäten als nicht mehr ausreichend. Ein Neubau wurde unumgänglich. Zwischen 1926 und 1930 erfolgte eine völlige Neugestaltung der Anlage. Als bedeutendste Gebäude treten neben dem Maschinenhaus und den Garagen das rechtwinklige, aus Gründen der Isolierung und Temperaturregulierung fast



völlig fensterlose Kellereigebäude und das 41 m hohe Sudhaus, der sog. Becker-Turm, hervor. Letzterer, von dem Stuttgarter Architekten Hans Herkommer geplant, markiert einen eindeutigen Wendepunkt in der Geschichte der Industriearchitektur. Repräsentationsbedürfnisse werden trotz harmonischer Gesamtgestaltung eindeutig der Funktion und dem Nutzen des Gebäudes untergeordnet. Eigenständige industrietypische Formen wurden entwickelt. So ist der Turm in unterschiedlich große Kuben aufgelöst, deren markanter Umriß die Silhouette St. Ingberts prägt; diese Anordnung bestimmt dominant die Gesamtanlage. Möglich wurde dies erst durch neue Baumaterialien,

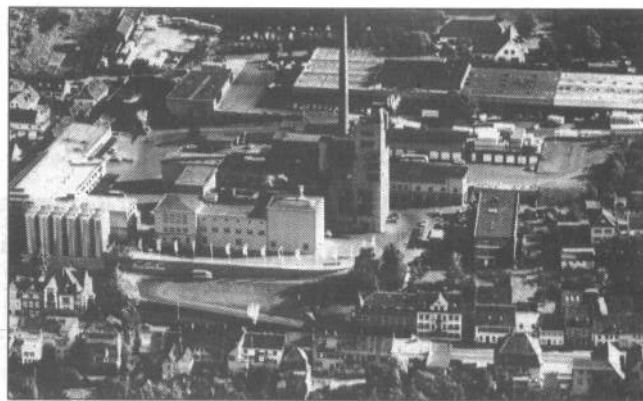


insbesondere die Verwendung von Stahlbeton.

Auch in brautechnischer Hinsicht stellt das Sudhaus, das primär die Funktion eines Wasserturmes übernimmt, eine technische Meisterleistung dar, die von Prof. Ganzenmüller, Weihenstephan, konzipiert wurde. Die verschiedenen Etagen des Turmes stimmen mit einzelnen Zwischenschritten des Brauprozesses überein: Die

notwendigen Zutaten werden auf die entsprechenden Ebenen gepumpt, so daß der Brauprozess selbst ohne weiteren Energieaufwand ablaufen kann. Noch heute sind die alten kupfernen Brauereitensilien vorhanden und in Benutzung. Einen Überblick über das Werksgelände erhält man von der Reinhold-Becker-Straße bzw. der Kaiserstraße, während der Turm selbst als prägendes Element von vielen Stellen im Stadtgebiet sichtbar ist. Eine zusätzliche Betriebsführung ist sicherlich erlebnisreich und nach Anmeldung auch möglich.

Telefon 0 68 41 /105-521



Die "neue" Brauerei Becker



Hoch auf dem "Etzelchen" und von weitem sichtbar befindet sich die Pfarrkirche St. Hildegard. Das von Landesbaumeister Prof. Albert Boßlet, Münster, 1928 geplante Bauwerk gehört zur zweiten katholischen Pfarrei der Stadt. Es fällt durch sein ungewöhnliches Äußeres und Inneres auf. Stilistisch ist es dem Funktionalismus zuzuordnen. Erbaut aus rotem Birkenfelder Klinker, einem von Industriebauten her bekannten und gegen Luftverschmutzung relativ

widerständigen Baumaterial, mit massiger Gestalt und dem Fehlen jeglicher äußerer dekorativer Merkmale, läßt sie die Nähe zur Industriearchitektur erkennen. Auch das Innere der Kirche erinnert an einen in St. Ingbert wichtigen Industriezweig, den Bergbau. Eisenbetonrahmen, die trapezförmig das Dach stützen, bilden einen deutlichen Bezug zu dem im Bergbau üblichen Türstockausbau von Stollen und Sohlen. Planung und Ausführung der



Kirche stießen damals vielfach auf Verwunderung und Widerspruch. Insbesondere die zur Pfarrei gehörenden Bergleute wehrten sich gegen die Kirchengestaltung und sie formulierten lautstarke Proteste. Ihr Argument war, daß sie sonntags nicht das gleiche sehen wollten, was sie bereits während der Woche zu Genüge sahen. Eine Verbindung zwischen Gottesdienst und Arbeitsalltag wollten die Bergleute nicht akzeptieren, wobei es ihnen gleichgültig war, ob es sich dabei um ein künstlerisches Stilmittel oder eine statische Notwendigkeit handelte. Es sollte längere Zeit dauern und mehrere Versammlungen waren notwen-

dig, bis eine Akzeptanz und Gewöhnung eintraten.

An dieser Stelle schließt sich der Kreis, der bei den frühen Industriegebäuden in St. Ingbert seinen Anfang fand. Möllerhalle und Rentrischer Hammer mußten aus Mangel an eigenen Ausdrucksformen sich an der bekannten sakralen und profanen Architektur orientieren. Die St. Hildegard Kirche als sakrales Bauwerk greift ihrerseits bewußt die im Industriebau typischen Möglichkeiten und Baumaterialien auf. Dies ist als deutliches Anknüpfen an lokale Traditionen und die industrielle Geschichte St. Ingberts und als Hinweis auf deren Bedeutung zu begreifen.



W. WITTEMANN G.M.
B.N.
Kapital von **ST. INGBERT-SAAR** Gezeichnet 1929

Bauunternehmung

Beton- und Eisenbetonbau
Zimmererei Schreinererei Glaserei
Steinbruch-Betrieb

Telefon St. Ingbert
Nr. 29 u. 41

Annonce der Fa. Wittemann mit der St. Hildegard Kirche, 1929



Daten zur Industriegeschichte St. Ingberts

- 1732 Gründung des Eisenwerkes St. Ingbert
- 1771 Erlaß einer staatlichen Steinkohlenabbau-Regelung
- 1804/05 Eisenwerk und Rentrischer Hammer werden
Privatbesitz der Familie Krämer
- 1806-10 Ausbau der Kaiserstraße zur Heeresstraße
- 1816 St. Ingbert kommt zum Königreich Bayern
- 1833 1. Dampfmaschine (auf dem Eisenwerk)
- 1846 Gründung der Maschinenfabrik
Voß, Lamarche & Schwarz
- 1866 Eröffnung des Spitals des Eisenwerkes
(1878: Knappschafts-Krankenhaus)
- 1867 Eisenbahnanschluß an die Nebenstrecke
Hassel - Homburg
- 1867 Zentrale Gasversorgung und Inbetriebnahme
der Städtischen Gasanstalt
- 1868 Gründung der Aktien-Glashütte
- 1874 Gründung der Pulverfabrik Gebr. Martin
(1882 Verwaltungsgebäude)
- 1877 Gründung der Brauerei Becker nach Ersteigerung
der Brauerei Groß (seit 1838)
- 1879 Eisenbahnanschluß nach Saarbrücken
- 1887 Eröffnung des Städt. Schlachthofes
- 1889 Gründung der Lautzentel-Glashütte
- 1890 Gründung der Maschinen- und Herdfabrik Peter
- 1891 Inbetriebnahme des Städt. Wasserwerkes und
der zentralen Wasserversorgung
- 1891 Gründung der Heß & Co. KG, später
Rheinische Lederwerke
- 1895 Bau der neuen Eisenbahntrasse Richtung Rohrbach
- 1897 Neubau der Becker-Brauerei auf dem Hobels



- 1897 Eröffnung des heutigen Bahnhofes
- 1900 Bau der Arbeiterhäuser von Aktien-
und Lautzentel-Glashütte
- 1905 Neubau des Postamtes
- 1905 Fusion des Eisenwerkes mit der
Rümelinger Hochofengesellschaft
- 1908 Otto Kaiser und Richard Schlaudecker übernehmen
die Maschinenfabrik Voß, Lamarche und Schwarz
- 1914 Chevandier & Vopelius Glashütte wird an den Berg-
fiskus verkauft und später abgerissen
- 1914-18 Bau der Vopelius-Wentzel'schen Glashütte
- 1920 Bau der dazugehörenden "Arbeiter-Kolonie"
- 1924 Eröffnung der "Trikotage"
- 1926 Schließung der Aktien-Glashütte
- 1928 Bau der Pfarrkirche St. Hildegard
- 1932 Stilllegung und Teilabriß der Lautzentel-Glashütte
- 1953 Schließung und Teilabriß
der Rheinischen Lederwerke
- 1957-59 Schließung der Grube St. Ingbert,
anschließend teilweise abgerissen
- 1961 Stilllegung des Städt. Schlachthofes, 1967 Abriß
- 1964 Schließung der Baumwollspinnerei
- 1973 Schließung und Abriß der "Trikotage"
Abriß von Gasanstalt und Gasometer
- 1974 Umzug der Post ins neue Verwaltungsgebäude
- 1975 Schließung der Vopelius-Wentzel'schen Glashütte
- 1980 Schließung der Maschinenfabrik Elba-Kaiser
- 1990 Abriß der "Kaiser-Hallen"
- 1993 Abbruch des Gefallenendenkmals bei der Siedlung
der ehem. Vopelius-Wentzel'schen Glashütte



Die Autorin



Evi Steinmetz, Jahrgang 1963, studierte an der Universität des Saarlandes Geographie. Bereits während des Studiums war sie in verschiedenen Planungsbüros tätig und führte Gutachten zu umwelt- und raumplanerischen Fragestellungen durch. Einen ähnlichen

Arbeitsschwerpunkt hatte sie als Beschäftigte der Mittelstadt Völklingen, Abteilung Stadtplanung, inne.

Seit 1990 engagiert sie sich als Mitarbeiterin in der Geschichtswerkstatt im Verein zur Förderung der Geschichtsarbeit im Saar-Lor-Lux Raum e.V. (VFG), vorwiegend mit Vorträgen und Exkursionen zum Themenbereich Industriedenkmalflege.

Seit 1993 ist sie im Umweltamt der Stadt Wiesbaden beschäftigt.

Veröffentlichungen im VFG-Verlag:

Die steinernen Zeugen – Denkmäler aus St. Ingberts industrieller Vergangenheit

Grubenpfad St. Ingbert – Ein historischer Wanderweg



Abbildungsnachweis

Repros:

Photo- und Reproarchiv der Geschichtswerkstatt im VFG

Titelbild: Schloß Elsterstein

Originalvorlagen und

wichtige Informationen lieferten:

Heinz Hönemann

Albert Weisgerber

Uli Jung

Hans Lauer

Karl-Josef Lindemann

Marga Eifler

Josef Buhmann

Dieter Wirth

Ruth M. Wentzel

Manfred Schmelzer

Hans-Werner Krick

Ihnen gilt unser herzlicher Dank.

Stadtführungen vereinbaren Sie bitte über die VHS-St. Ingbert,

Telefon 0 68 94 / 91 46 01

die Geschichtswerkstatt im VFG,

Telefon 0 68 94 / 38 32 95, Fax 0 68 94 / 38 48 33

oder die

SAARPFALZ-Touristik,

Am Forum 1, 66406 Homburg / Saar

Telefon 0 68 41 / 104-190 / -191 / -192

Fax 0 68 41 / 104-195



SAARPFALZ
Touristik

VERLAG
F Josefstaler Straße 8
D - 66386 St. Ingbert
G Tel. (0 68 94) 38 32 95
Fax (0 68 94) 38 48 33

